

100 Jahre Kleinprivatwaldforschung in Deutschland

Die Befassung mit dem kleinparzellierten Privatwald zählt zu den großen Konstanten der Forstwissenschaften. Legt man einen großzügigen Begriff von Wissenschaft an, lässt sich festhalten, dass seit über 100 Jahren Studien über diese Waldbesitzart vorgelegt werden. Im Büro des Autors stapeln sich viele Laufmeter Dissertationen und Forschungsberichte zum Thema. Sie ermöglichen einen Rückblick auf Forschungstraditionen und eigene Lernprozesse. Der Beitrag würdigt diese Arbeiten.

Ulrich Schraml

Erwartungsgemäß ist auch die Produktion von Wissen über den Kleinprivatwald über die Jahrzehnte hinweg – rein quantitativ betrachtet – zunehmend umfassender geworden. Insbesondere die 2000er-Jahre haben sich als Boomphase der Kleinprivatwaldforschung erwiesen.

Forschung im Schweinezyklus

Interessant ist, dass es bis dahin keinen kontinuierlichen Anstieg der Arbeiten gab, sondern über lange Phasen hinweg

Konjunkturen zu verzeichnen waren. Was hier respektvoll als Schweinezyklen der Privatwaldforschung bezeichnet ist, zeigt auf, dass sich Phasen mit hohem und geringerem Interesse am Thema abwechseln. Ordnet man diese historisch ein und bringt sie mit den Fragestellungen der Arbeiten in Zusammenhang, drängt sich eine Interpretation dieser Schwankungen auf: Der kleinere Privatwald rückt immer dann ins Interesse, wenn sich politisch oder volkswirtschaftlich Krisen abzeichnen. Dies ist nach dem Ersten Weltkrieg so, gilt für die Autarkiebestrebungen des

Dritten Reiches, die Zeit des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg, die Phase der Ölkrise und schließlich wieder die Zeit nach der Wiedervereinigung, in der nicht nur neue Eigentümer zu entdecken waren, sondern auch eine hohe Holznachfrage zu verzeichnen war.

Damit ist ein erstes Merkmal der Forschungsbemühungen angesprochen. Es dominiert eine offensichtliche Zweckorientierung vieler Arbeiten. Die Studien werden für gewöhnlich mit dem Anspruch durchgeführt, dass anschließend mehr Holz auf den Markt kommt oder diverse

Schneller Überblick

- Es gibt Regionen in Deutschland, wie den Schwarzwald oder Ostbayern, in denen rein rechnerisch jeder Waldbesitzer einmal in seinem Leben Gegenstand einer Befragung wurde
- Dem stehen viele weiße Flecken auf der Landkarte gegenüber
- Viele Autoren haben sich in der Vergangenheit nicht dafür interessiert, ob ihre Waldbesitzertypologien in der Beratungspraxis ankommen
- Studien, die sich vor allem auf die „Problembären“ unter den Waldeigentümern konzentrieren, haben eine Mitverantwortung für die Entfremdung zwischen forstlichen Dienstleistern und einem Teil ihrer Klienten
- Diesem Defizit werden nur Forschungsvorhaben gerecht, die Prozesse bis in die Umsetzung hinein begleiten

Abb. 1: Einer der Guten:
Typ „Interessierter Waldbesitzer“



Politiken besser umgesetzt werden können. Vor allem den bäuerlichen Waldbesitzern wird zugetraut, dass sie bei entsprechender „Mobilisierung“ ihren Beitrag zur Lösung gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Herausforderungen zu leisten vermögen. Dabei reicht die Palette der Begehrlichkeiten von gesellschaftlichen Funktionen bis hin zur Rolle des Holzlieferanten. Bauern sind – je nach Ideologie und Sprache der jeweiligen Zeit – „Träger deutschen Volkstums“, „Stützen des Sozialismus“, „Säulen des ländlichen Raumes“, die „Retter der deutschen Sägeindustrie“ oder die „wahren Bewahrer der Waldwildnis“ im Land. Schließlich werden hier nicht nur Familientraditionen, sondern auch regionale Identität und Wirtschaftsbeziehungen gepflegt, Holzvorräte aufgebaut sowie durch Unternehmung Beiträge zum Biodiversitätsschutz geleistet.

Das Prinzip Aschenputtel

Dies führt zu einem zweiten Merkmal der deutschen Forschungstradition. Sie fragt weitgehend kontinuierlich nach der Bedeutung des Bauerntums für die Zielerreichung von Politik, Verwaltung und Unternehmen. Dabei problematisieren die frühen Arbeiten zu Beginn des letzten Jahrhunderts regelmäßig den Umstand, dass Waldbesitzer auch Bauern sind. Schließlich würden sie ihre Betriebsziele vor allem am landwirtschaftlichen Betriebsteil ausrichten und kein Interesse an Hochwald zeigen. Diese Haltung kippt dann spätestens nach den 1960er-Jahren, die den quantitativen Tiefpunkt der Forschungsbemühungen darstellen, wenn die Autoren zunehmend das Hauptproblem darin erkennen, dass nicht mehr alle Waldbesitzer Bauern sind. Es beginnt eine lange Phase des Differenzierens, Klassifizierens und Bewertens: Ortsansässige und im Sinne der jeweiligen Politiken gute bäuerliche Waldbesitzer hier und ortsfremde, nicht-bäuerliche Waldbesitzer dort (vgl. Abb. 1). Aus dem Märchen vom Aschenputtel ist uns vertraut, wie viele Ressourcen ein solcher Sortierprozess bei großer Fallzahl benötigt und wozu es führt, wenn nach diesem Prinzip alle Erben sortiert sind. Am Ende sind die Guten alle im Töpfchen und die Schlechten wandern ins Kröpfchen.

Vor diesem Hintergrund ist es plausibel, dass diese Forschungstradition die



Abb. 2: Försters Alptraum: Strukturreiche Kleinprivatwaldparzellen

Entfremdung von Forstbranche und bestimmten Eigentümergruppen nicht nur begleitet, sondern sogar befeuert hat. Das traditionsreiche rhetorische „Problematisieren“ der anderen, exotischen und irgendwie schwierigen Waldbesitzer hat dazu beigetragen, dass es zu einer Entfremdung zwischen den Anbietern von forstlicher Dienstleistung und deren Adressaten kam. Die auch und gerade von Wissenschaftlern genährten Bilder einer „forstlichen Sozialbrache“ oder des „renitenten Zahnarztes aus Wuppertal“, der im Schwäbischen Wald besitzt, hat zwar das Thema auf der politischen Agenda gehalten und die Existenz von Officialberatung legitimiert, aber keine konzeptionellen Brücken zu der Ansprache dieser Eigentümer gebaut. Viele Beiträge begnügten sich mit der Dokumentation des Fehlens von Eigenschaften, ohne positive Merkmale zu formulieren, wo die Anknüpfungspunkte für eine Anbindung branchenfremder Waldbesitzer liegen könnten. V. a. die vielen Negationen in der Bezeichnung von



Abb. 3: Forstliche Öffentlichkeitsarbeit im Kleinprivatwald

Waldbesitzern machen dies deutlich; etwa wenn diese als „nicht-bäuerlich“ oder als „Ausmärker“ bezeichnet werden. Unappetitlicher Höhepunkt ist sicher das in dieser Tradition stehende Aktenzeichen „NW“, formal als „Nicht-Staatswald“ übersetzt, umgangssprachlich aber auch gerne als „Nicht-Wald“ interpretiert, um deutlich zu machen, dass es um Waldflächen bzw. deren Eigentümer geht, die nicht im gleichwertigen Interesse der Verwaltung liegen. Als Folge dieser sprachlichen Mechanismen, die ja dem Volksmund zufolge verräterisch sind, konzentrierte sich das Angebot, so auch das übereinstimmende Ergebnis vieler Untersuchungen, die sich mit Beratung und Betreuung befassten, auf die positiv konnotierten Eigentümertypen und ließ die negativ beschriebenen über Jahrzehnte hinweg links liegen.

Der Siegeszug des „Urbanen Waldbesitzers“

Eigene Untersuchungen zur Rezeption von Waldbesitzertypologie und deren Wirkung haben dies bestätigt. So hatten wir schon vor 15 Jahren Beraterinnen und Berater im Rahmen von Gruppendiskussionen gebeten, ihre „Typologien“ zu erklären, mit denen sie im Zuge der Beratung ihre Zielgruppen kategorisieren. Dabei wurde deutlich, dass den zahlreichen, komplexen und vielfach Politikfeld-spezifischen Typologien, die in den Dissertationen entworfen wurden, kaum Relevanz für die Beratungspraxis zukommt. Diese stützt sich vielmehr auf einfache Dichotomien: erreichbar oder nicht, wirtschaftlich interessiert oder nicht, vor Ort oder nicht.

Lediglich ein wissenschaftliches Konzept wurde in diese Vorsortierung des Klientels integriert, das Bild des „Urbanen Waldbesitzers“. Zwar firmiert der Begriff in der Beratungspraxis bisweilen immer noch als Gegenpol zum „Bäuerlichen Waldbesitzer“ und ist negativ konnotiert. Die Intention der zugrundeliegenden empirischen Arbeiten mit „Urbanität“ auf verschiedene Lebensstile hinzuweisen und neue Anknüpfungspunkte für die Beratung anzumahnen, wurde aber doch erreicht.

Dies ist eine Stärke dieser neueren Studien. Sie haben mit der Tradition des Schlechtredens wesentlicher Teile der Waldeigentümer in Deutschland gebro-

chen und waren erfolgreich, die Zerrbilder vom „renitenten Zahnarzt“ und dem „besserwisserischen Lehrer“ zu überwinden. Zwei Perspektiven haben dazu beigetragen. Die eine wird deutlich, wenn man im Waldeigentum „Urbaner Waldbesitzer“ mehr als die ungeschlagenen Kubikmeter sieht und auch nach weiteren Ökosystemleistungen fragt. In dieser Perspektive ist Kleinwaldbesitz den anderen Waldbesitzarten vielfach sogar überlegen. Sein individueller Erholungswert, das Gesundheitspotenzial, die Identifikation der Eigentümer mit Familientradition sowie die durch viele unsystematische Störungen geschaffene Strukturvielfalt macht Kleinstprivatwald in einem umfassenden Sinne wertvoll und liefert neben der Bewirtschaftung weitere Anknüpfungspunkte für die Beratung (Abb. 2). Zum anderen zeigt sich aber auch die große Relevanz der breiten Eigentumsstreuung für das forstpolitische Klima in Deutschland. Immerhin ein Drittel der deutschen Bevölkerung kennt eine/n Waldbesitzer/in persönlich. Die Folge ist, dass dieser Personenkreis bessere Kenntnisse über Waldwirtschaft hat, Holznutzung positiver bewertet und aufgrund eines größeren Vertrauens in die Eigentümer keinen Grund für eine rechtliche Einschränkung von deren Handlungsmöglichkeiten sieht (Abb. 3).

Abschied vom Helikopter

Diese Erfahrungen – mit denen die empirische Forschung über Waldbesitzer ja nicht allein steht – weisen den Weg in eine neue Forschungsrichtung, die nicht nur beschreibend, sondern konsequent umsetzungsorientiert ist. Neben den Studien, die den Wissensdurst über sozialen Wandel im Privatwald stillen und theoretisch orientiert sind, müssen zunehmend Arbeiten stehen, bei denen Forschende und ihre Zielgruppen von Beginn an im Dialog stehen. Dies gilt für die Definition der Problemstellung ebenso wie die Formulierung der Forschungsfrage oder die Interpretation von empirischen Daten. Vor allem aber übernehmen Wissenschaftler/innen dann auch Verantwortung im Rahmen von Umsetzungsprojekten. Sie helfen, etwa Beratungsangebote zu formulieren, begleiten diese wissenschaftlich, unterstützen deren Überarbeitung und dokumentieren letztlich Faktoren



Abb. 4: Privatwaldforschung, Beratung und Eigentümer im Dialog

von Erfolg und Misserfolg. Unter der Überschrift Aktionsforschung haben wir etliche Prozesse begleitet, die dem Aufbau langlebiger Institutionen dienen. Formen der gemeinschaftlichen Waldbewirtschaftung wie die Waldgemeinschaft Wehr-Öflingen funktionieren seit über 10 Jahren und wurden zu überregionalen Leuchttürmen (Abb. 4). Diese Projekte haben aber auch das theoretische Wissen darüber gefördert, was die Kooperationsbereitschaft im Kleinprivatwald behindert oder unterstützt. Inzwischen ist es opportun, diese pragmatische Vorgehensweise mit Begriffen wie transdisziplinär, gesellschaftliche Transformation, Nachhaltigkeitsforschung oder ähnlichem Vokabular rhetorisch zu veredeln, im Kern geht es aber schlicht darum, dass Wissenschaftler/innen den Helikopter verlassen und sich mit ihren Vorschlägen der Gefahr des Scheiterns in der Praxis aussetzen. Das macht die Publikationsliste nicht länger, aber wer mit seiner Waldbesizertypologie die erste FBG-Versammlung nicht übersteht, hat vielleicht ein Muster von übersichtlichem Wert vorgestellt und lernt im Nebenzimmer vom Blauen Ochsen einen Abend lang richtig viel dazu.

Fazit und Ausblick

Die Forstwissenschaft in Deutschland ist reich an regionalen Fallstudien, die die Situation der Waldbesitzenden und deren Veränderung beschreiben. Die Vergleichbarkeit ist aber praktisch nie gegeben. Nur einmal ist es uns bislang gelungen, eine bundesweite Studie durchzuführen. Die vorhandenen Arbeiten geben daher meist einen guten Einblick in die jeweilige

Situation vor Ort zu einem bestimmten Zeitpunkt. Sie haben damit das politische Interesse an dieser Personengruppe hoch gehalten, wurden aber häufig nicht anschlussfähig für die in der Beratung Tätigen.

Auch nach 100 Jahren Vorlauf musste daher bis vor kurzem eine Lücke im deutschen Forschungskontext beschrieben werden, die aus einer problematischen Datengrundlage für eine Identifikation von Interviewpartnern, dem Verzicht auf überregionale Vergleichbarkeit sowie die fehlende Anschlussfähigkeit an gängige Instrumente der Zielgruppenansprache bestand. Mit dem KKEG-Projekt hat das Thünen-Institut mit seinen Partnern diese Lücke ein ganzes Stück kleiner gemacht. Zu wünschen ist, dass das Vorhaben keine Eintagsfliege bleibt, wie so viele vor ihm. Die vorliegende Waldbesitzerbefragung sollte zum einen regelmäßig wiederholt werden, um Veränderungen im Kleinprivatwald systematisch verfolgen zu können. Zum anderen sollte sie Begleitung erfahren durch viele Umsetzungsprojekte auf regionaler Ebene, die diesen Datenschatz nutzen und neugierig dafür sind, ob die abgeleiteten Empfehlungen der Autor/innen auch greifen.

Die Ausführungen dieses Beitrages folgen vor allem der Habilitationsschrift des Autors. Die verwandte Literatur kann beim Autor angefordert werden.

Prof. Dr. Ulrich Schraml,
ulrich.schraml@forst.bwl.de,
leitet die Abteilung Wald und
Gesellschaft an der Forstlichen
Versuchs- und Forschungsanstalt
(FVA) in Baden-Württemberg.

